

Chris Weitz
Young World
Nach dem Ende

Chris Weitz

YOUNG
WORLD

Nach dem Ende

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von
Gerald Jung & Katharina Orgaß

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Von Chris Weitz ist bei dtv außerdem lieferbar:
Young World. Die Clans von New York



Deutsche Erstausgabe

2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

© 2015 Chris Weitz

Titel der amerikanischen Originalausgabe: »The new order«, erschienen 2015 bei
Little, Brown and Company, a division of Hachette Book Group, Inc., New York

© der deutschsprachigen Ausgabe:

2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: Max Meinzold

Übersetzung des Ausschnitts aus »Don Juan« von Lord Byron: Britt Arnold

Übersetzung des Ausschnitts aus »The World Is Too Much With Us«

von William Wordsworth: Werner von Koppenfels, Englische und
amerikanische Dichtung, dtv, 2001

Lektorat: Britt Arnold

Gesetzt aus der Ocean Sans und der Rotis Serif

Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-76137-6

Für Leila und Genny

JEFFERSON

Die Götter beugen sich aus ihrer Maschine und winken uns vom Himmel herab zu.

Ein Lautsprecher quäkt: »ALLE WAFFEN AUF DEN BODEN. SOFORT!«

Die Insulaner haben den Auftrag, das Labor zu verteidigen. Sie reißen ihre Waffen hoch und ballern los, kleine Löcher wie Fliegenschiss erscheinen in der grauen Hülle des fliegenden Ungetüms, rings um die schwarzen Buchstaben, die das Wort NAVY bilden.

Die Soldaten ziehen die Köpfe ein, dann schwenkt die Mündung eines Maschinengewehrs zu uns herum und fängt an, Feuer zu spucken. Der Junge neben Donna und mir verwandelt sich von einem Menschen in ein Etwas aus Blut und Fleisch.

Die übrigen Insulaner flüchten in Richtung Labor. Ein paar von ihnen werden von der nächsten Salve aus dem Hubschrauber erwischt. Donna, Brainbox, Peter, Theo, der Käpt'n und ich haben uns auf den Boden geworfen, bäuchlings und wehrlos, als würden wir einen feuer-speienden Vulkan anbeten.



Später. Kaum ist der Hubschrauber auf der riesigen rechteckigen Fläche auf dem Flugzeugträger gelandet, werden wir aus seinem Bauch geschubst. Der Flugzeugträger selbst ist so hoch wie ein Bürogebäude in Midtown. Jede Menge Seeleute in bunten Overalls rennen um uns herum. Als unsere Bewacher uns voneinander wegreißen, gehen alle Worte im schreddernden Rhythmus der Rotoren und im Turbinenlärm der herumstehenden Düsenjets unter. Ich komme kaum dazu, Donna noch einen Blick zuzuwerfen, so schnell werden wir vom Deck in das metallene Labyrinth des Schiffes abgeführt.

Ich rufe ihren Namen, aber man versteht keinen Ton.



Als ich aufwache, nehme ich das Summen und das gedämpfte Licht einer Leuchtstoffröhre wahr. In meiner Zelle gibt es keine Uhr. Ab und zu höre ich das Poltern von Stiefeln oder Sirenengeheul durch die Wand, aber falls diese Geräusche in regelmäßigen Abständen ertönen, dann habe ich bis jetzt noch kein System herausgehört. In diesem summenden Metallkasten habe ich meinen Tag-Nacht-Rhythmus verloren und treibe in der Zeit umher wie ein kaputtes Schiff ohne Sichtkontakt zum Festland. Ich geistere durch meine Erinnerungen, orientierungslos und angeschlagen.

Die vielen Bilder in meinem Kopf ... Da ist der Washington Square, wie eine grüne Briefmarke (erinnert ihr euch noch an Briefmarken?) auf der grauen Platine Manhattans. Aus meiner inneren Vogelperspektive sieht er genauso aus wie immer. Aber wenn ich heranzoomt, tauchen überall hässliche Stellen auf. Hier brennt irgendwo Müll. Dort liegt ein ganzer Berg Leichen. Autos stehen verlassen kreuz und quer auf Straßen und Bürgersteigen, als hätte ein riesenhafter Dreijähriger mit ihnen gespielt. (War Gott in Wirklichkeit ein gigantisches Kleinkind? Oder hat er die Welt einfach nur

dem Sprössling eines guten Kumpels überlassen, einem verzogenen kleinen Weltenbaumeister, um sich in einer anderen Galaxie dringenderen Geschäften zu widmen?)

Unten auf Straßenhöhe, hinter den provisorischen Mauern, die den Platz umschließen, geht der Clan vermutlich seinen üblichen Tätigkeiten nach: Nahrungsmittel und Brennstoff organisieren, und dazwischen fragen sie sich wahrscheinlich, was aus mir und den Mitgliedern meiner kleinen Expedition geworden ist. Und sie sterben.



In einer Art Laderaum für amphibische Fahrzeuge spritzen sie mich mit einem Schlauch ab, aus dem eine grüne Flüssigkeit kommt, die über dem Ablauf schäumt und blubbert und kleine Pfützen bildet. Dann schleifen mich zwei Marines in Schutzanzügen im Polizeigriff zu einer Dusche. Ihre Augen sind weit aufgerissen, sie haben Angst vor der Krankheit. Sie halten mich eisern fest, und klatschnass, wie ich bin, wird mir Blut abgenommen und ich bekomme irgendwelche Medikamente.

Nach einer Woche Quarantäne lande ich im Schiffsgefängnis.



Ich sehe mich um. Ein grau gestrichener Metallwürfel mit Toilette und Waschbecken aus gebürstetem Stahl in der einen Ecke und einer schmalen Schlafkoje in der anderen. Eine dicke Metalltür mit eingelassener Plasticscheibe, die von außen mit Folie zugeklebt ist.

Es ist wie bei Beckett, bloß schlimmer. Hier scheint keine Sonne auf nichts Neues.

Ich kann nicht rausschauen, aber ich bin ziemlich sicher, dass sie zu mir reinschauen können, weil sie das Licht anlassen und mir so

den Schlaf vergiften. Sie beobachten mich, und sie belauschen mich garantiert auch. Ich sehe mich nach kleinen, knopfigen Kameralinsen um, kaum größer als ein Insektenauge.

Dann pocht ein Metallstock gegen die Tür, jemand ruft: »Luke freimachen!«, und der Typ, der mich immer verhört, schiebt sich rein und trägt einen Klappstuhl über die Schwelle. Er und die anderen tragen keine Schutzanzüge mehr. Anscheinend sind sie überzeugt, dass ihr Gegenmittel genauso gut wie unseres wirkt.

»Reicht's nicht langsam mal?«, frage ich.

»Nur noch ein paar Fragen«, antwortet er. Das sagt er immer.

Gibt es etwas, von dem ich nicht weiß, dass ich es weiß? Die Stimme, die ich die ganze Zeit in meinem Kopf höre, sagt ab und zu einen Spruch auf. Manchmal klingt sie wie ein nerviger kleiner Bruder, manchmal wie ein strenger Vater, manchmal auch wie jemand, der »ich« sein könnte. Der Spruch erinnert an einen unsinnigen Kinderreim und geht so: *Es gibt Dinge, die wir kennen. Manches wissen wir. Und wir wissen, dass wir es wissen. Manches wissen wir nicht. Und wir wissen, dass wir es nicht wissen. Aber von manchem wissen wir nicht mal, dass wir es nicht wissen.*

»Was meinst du damit?«, will der Vernehmer wissen. Ich habe gar nicht gemerkt, dass ich laut gedacht habe.

»Warum sind wir immer noch auf See? Sie wissen doch, dass an Land Menschen sterben!«

Er antwortet nicht. Aber einer meiner Bewacher hat mir gesteckt, dass die *Ronald Reagan* immer ein Stück hinter dem Horizont bleibt, damit sie von der Insel aus nicht gesehen werden kann.

»Geht Ihnen nicht irgendwann das Benzin aus?«

Erstaunlicherweise erhalte ich auf diese Frage eine Antwort. »Wir befinden uns auf einem atomgetriebenen Schiff«, sagt er. »Wir können zwanzig Jahre ununterbrochen auf See bleiben.« Er lächelt. Mir wird klar, dass ihn der Stolz auf das Schiff zum Sprechen gebracht hat.

Vielleicht hat er jetzt, nachdem Amerika den Bach runtergegangen ist, keine andere Heimat mehr.

Ich probiere es mit einer weiteren Frage. »Sind wir die Einzigen, die übrig sind? Sind Sie die einzigen Erwachsenen, die nicht krank geworden sind?«

Wahrscheinlich ist dieser Flugzeugträger ein kleiner, schwimmender Stadtstaat, umgeben vom Meer des Todes. Vielleicht gibt es noch andere Schiffe auf dem Meer, die das Wasser wie eine riesige Quarantänestation vor der Krankheit bewahrt hat. Wie hätten die Erwachsenen sonst überleben können? Die Krankheit hat die Menschheit gnadenlos dezimiert.

Nein, sagt die beherrschende Stimme in meinem Kopf, »dezimiert« trifft es nicht. Das Wort leitet sich von einem Ritual der römischen Armee ab, mit dem Legionäre bestraft wurden. Damals wurde von einer Legion, die gemeutert hatte, jeder zehnte Soldat hingerichtet. Disziplin durch Terror.

Was die Krankheit angerichtet hat, ist viel schlimmer. Alle kleinen Kinder und alle Erwachsenen sind tot.

»Du magst doch bestimmt einen Extra-Nachtsch«, sagt er, wechselt damit das Thema und hält mir eine folienversiegelte Schale Obstsalat hin. Schon seit einer Woche versucht er, mich mit diesen Leckerlis abzurichten, als würde meine Erinnerung dadurch sofort Sitz machen und anfangen zu betteln.

Ich nehme die Plastischale entgegen. Sie ist noch kühl-schrankkalt. Selbst wenn dieses Schiff wirklich zwanzig Jahre unterwegs sein kann, muss ihm irgendwann der Proviant ausgehen, oder? Ich hab mal einen Fernsehfilm über Flugzeugträger gesehen: auf den größten arbeiten mehrere Tausend Männer und Frauen. Wie lange kann sich eine so riesige Besatzung aus den Vorräten eines, wenn auch großen, Schiffes ernähren? Irgendwann brauchen sie Nachschub.

Wenn ich nur mit Brainbox reden könnte! Zusammen würden wir

vielleicht draufkommen. Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie Box alle Infos in sich aufsaugt, ganz egal, wie sehr sie sich auch anstrengen, ihn im Dunkeln zu lassen. Besser gesagt: Wie sehr sie sich auch anstrengen, ihn im Halbdunkeln zu lassen. Die Informationsbrocken, die die Vernehmer fallen lassen, sind genauso spärlich wie das Licht der Neonbeleuchtung, gerade genug, dass man sich damit zufriedengibt.

Auf Plum Island, als der Hubschrauber plötzlich wie aus irgendwelchen Theaterkulissen auftauchte und dick und fett wie eine Hummel am Himmel schwebte, hatte ich mir deutlich mehr erhofft. Nach allem, was wir durchgemacht hatten, hatte ich eigentlich auf einen Heldenempfang spekuliert. Anerkennendes Schulterklopfen, eine eiskalte Cola, ein Hast-du-super-gemacht-mein-Junge-jetzt-ist-der-Albtraum-vorbei-magst-du-ein-Stück-Pizza? Stattdessen Fragen und immer wieder Fragen.

»Warum habt ihr auf den Helikopter geschossen?«

»Wir haben nicht auf den Helikopter geschossen«, antworte ich.

»Das waren *die*.«

»Wer?«

»Die Insulaner. Die Bande, die auf Plum Island gewohnt hat.«

»Gehörst du nicht zu denen, die auf Plum Island gewohnt haben?«

»Nein. Wir sind vom Washington Square. Und aus Harlem.«

»Na schön. Warum haben die Jungs, die auf Plum Island gewohnt haben, auf uns geschossen?«

»Keine Ahnung. Fragen Sie die doch selbst, falls noch welche übrig sind.«

»Was sind das für Leichen, die wir im Labor gefunden haben?«

»Das müsste der Alte Mann sein ... also der Erwachsene. Er war Wissenschaftler oder so was. Das Mädchen müsste Kath sein. Sie war ... sie gehörte sozusagen zu uns.«

»Was ist mit ihnen passiert?«

»Der Alte Mann hat Kath umgebracht. Er hat uns als Versuchskaninchen benutzt. Er hat ihr irgendwas gespritzt, das die Krankheit schneller als gewöhnlich ausbrechen lässt. Das Gleiche hat er mit mir gemacht, aber er und Brainbox hatten ein Heilmittel ausgetüftelt, deshalb bin ich nicht draufgegangen. Aber das wissen Sie bestimmt schon längst.«

»Und was ist mit dem Alten Mann passiert?«

»Hab ich Ihnen schon gesagt.«

»Ich möchte es noch mal hören.«

»Ich habe ihn umgebracht. Beziehungsweise ... Brainbox hat seine Medizin vergiftet. Dann habe ich ihn endgültig erledigt.«

»Wie?«

»Ich ... habe ihn erwürgt.«

Der Alte Mann wollte uns alle ermorden. Ich denke nicht darüber nach, dass ich ihn umgebracht habe, jedenfalls nicht oft.

»Sind die anderen noch am Leben?«, fragte ich.

Sein Gesicht verrät nichts, nicht mal den Anflug einer Antwort, die er mir nicht gibt. »Das reicht für heute«, sagt er, steht auf und geht raus, während der Marinesoldat mit der M4 mich finster anstarrt.

Ich gehe zu meiner Koje, werfe mich auf den Rücken und denke an Donna. Dann denke ich darüber nach, warum ich an Donna denke. Ich habe versucht, das Nachdenken über sie in Grenzen zu halten, weil ich glaube, dass es nicht allzu viel bringt. Es gibt keine Möglichkeit, sie zu sehen, mit ihr zu reden, sie zu berühren. Und ich habe so ein komisches Gefühl, dass es zwischen uns nicht viel schöner werden kann als in der Nacht auf dem Schlepper *Annie*, bevor uns die Inselbewohner gefangen genommen haben. Es war schon fast *zu* schön. Als würden Schönheit und Dauer sich gegenseitig ausschließen, siehe Sonnenuntergänge, Orgasmen, Seifenblasen.

Dann denke ich darüber nach, wie pervers ich eigentlich bin. Dann fällt mir ein, dass ich Donna mal, Bevor Es Passiert Ist, an einem küh-

len Morgen im Park den Unterschied zwischen *pervers* und *pervertiert* erklärt habe, und was »Der Alb der Perversheit« aus der Kurzgeschichte von Edgar Allan Poe sein soll. Anschließend fällt mir ein, dass Donna daraufhin mich den Alb der Perversheit genannt hat. Und wieder versagt der Schutzwall, der Donna aus meinen Gedanken raushalten soll, und ich ertrinke in Einsamkeit, bis ich anfangs, die Mauer aus schmelzenden Eisblöcken erneut aufzubauen.

Ich denke also darüber nach, wie ich darüber nachdenke, dass ich über Donna nachdenke. Dabei drehe ich den Behälter mit dem Obstsalat um und stelle fest, dass ein Haltbarkeitsdatum auf den Boden gedruckt ist. Normalerweise wird das Datum so wie auch die übrige Beschriftung immer ausgestrichen, als wollten sie meine Augen verhungern lassen. Aber da hat anscheinend jemand geschlampt, weshalb die schwarze Tinte das Datum mehr unter- als durchstreicht.

Das Verfallsdatum liegt – soweit ich das einigermaßen einschätzen kann – ungefähr einen Monat in der Zukunft. Das bedeutet, das Zeug wurde nach Dem, Was Passiert Ist, eingefüllt. Wie kann das sein?

DONNA

Zwischen dem Ganzen Du-kannst-mich-alles-fragen-Gedöns und den sehr intimen Untersuchungen, die mir Ed der Ausfrager und die Mediziner abwechselnd angeheißen lassen – man kommt sich manchmal direkt wie einer von diesen blöden Promis vor, mit einer größeren Entourage als Beyoncé oder so –, lasse ich mich einfach irgendwie treiben.

Irgendwie muss man die Zeit ja totschiagen. Klar würde es mehr Spaß machen, wenn ich ein paar DVDs oder so was hätte, aber es geht auch mit der guten alten Methode. Früher konnte man durch die Kanäle zappen, dann durchs Web surfen, und jetzt nutze ich meine Erinnerungen, um mir die Zeit zu vertreiben.

Obwohl ... so manches bleibt bei dieser Methode zu wünschen übrig.

Natürlich macht es Spaß, so richtig schmalzig von Jefferson zu schwärmen und sich daran zu erinnern, was so alles passiert ist und dass wir uns ineinander verliebt haben und so weiter, aber ich hätte auch nichts dagegen, wenn ich zur Abwechslung die eine oder andere Zeitschrift durchblättern könnte. Letztendlich kann man die Erinnerung an eine Sache nur soundso

oft in Gedanken abspielen, bis man merkt, dass man sie jedes Mal ein kleines bisschen verändert. Nachdem man also den ersten Kuss ungefähr fünfzigtausend Mal aufgerufen hat, fällt einem auf, dass die vielen kleinen Ergänzungen und Ausschmückungen – vielleicht hat er mich ja *so* gehalten und nicht *so*, wäre es nicht überhaupt besser, unseren ersten Kuss von außen zu sehen, wie in einem Film, statt mit seinem Gesicht ganz dicht an meinem? – sich zu einem einzigen großen Schwindel addiert haben.

Genau darum geht es ja in der Einzelhaft: Sie sorgt dafür, dass sich dein Verstand selbst auffrisst. Deshalb bin ich auch total froh und glücklich, als mein Ausfrager reinkommt.

Ich: »Hallo, Ed, was geht?«

Ich nenne ihn einfach Ed, weil er wie ein Ed aussieht. Rundes Gesicht, fettige Haut mit vom Rasieren wunden Stellen, ein kleiner Bauch und dieselbe Igelfrisur wie alle anderen hier.

Ed: »Guten Morgen.«

Also ist es Morgen. Was soll ich heute machen? Vielleicht ein bisschen an die Wand starren, anschließend eine Runde Fingernägel kauen und dann, kurz vor dem Mittagessen, noch ein bisschen durchdrehen?

Ich: »Also, Ed, haben Sie über meine Bitte nachgedacht? Schon mal einen Versuchsballon gestartet ... oder vielleicht besser eine Versuchsflagge gehisst? Am Fahnenmast? Sagt man das überhaupt so bei euch, bei der Marine? Oder heißt es vielleicht eher vertikale Fahnenbefestigungsschnittstelle oder so?«

Ed: »Wir denken noch darüber nach.«

So, wie er es sagt, schwingt ein Anflug von Koketterie mit. Ich spüre, dass Ed sich von seiner besten Seite zeigen will, außerdem ist er ganz eindeutig ein Abnicker und Jasager, von daher weiß ich, dass ich ihm im Grunde scheißegal bin. Aber

ich spüre auch, dass er ein ganz klein bisschen scharf auf mich ist. Das liegt vermutlich daran, dass es bei der Flotte nicht viele Frauen gibt, dazu kommt ein gruseliger Schuss Allmachtsfantasie. Schließlich bin ich ihm ausgeliefert, bin seine höchstpersönliche kleine Prinzessin Leia in der Arrestzelle.

Er hält mir einen Obstsalat hin. Ich nehme die Schale und wünsche mir, er hätte zur Abwechslung mal etwas anderes zu bieten. Vermutlich sagt irgendeine alberne Küchenpsychologie, dass mich der Obstsalat dazu bringt, dass ich mich demjenigen, der ihn mir verabreicht, verpflichtet fühle, aber davor bewahrt mich meine tiefe Abneigung gegen ihn. Dabei bin ich keinesfalls die ganze Zeit trotzig und nehme nichts von meinen Peinigern an, sondern versuche eher, hier und dort einen Vorteil für mich rauszuschlagen. Was jetzt nicht heißt, dass ich ihm meine Titten zeige (die sind sowieso nichts Besonderes), ich verweigere mich nur nicht gegenüber kleinen Muntermachern wie eingelegten Pfirsichen und Billigkeksen. Wie auch immer, ich habe ihn um ein paar hübschere Klamotten gebeten als das, was sie mir gegeben haben, nämlich schlabbrige blaue Tarnklamotten. Keine Ahnung, was das für eine Farbe sein soll: Bluterguss bei Sonnenuntergang vielleicht? Erstickungstod? Die Farbe erinnert mich an die Uptowner mit ihrem blöden Paramilitär-Look, den ich noch nie ausstehen konnte. Ich habe auch noch nach ein paar anderen Sachen gefragt – Make-up, ein iPad, Modezeitschriften, Ugg Boots, Tageszeitungen, Tampons.

Habt ihr den Trick kapiert? Ich habe einen Haufen Scheiß verlangt, den sich jedes Teenagermädchen gewünscht hätte, als hätte es keine globale Apokalypse gegeben, als hätte niemand etwas Besseres zu tun, als *InTouch* zu lesen oder so. Aber zwischen dem ganzen Schrott wäre ja vielleicht etwas gewesen,

das mir verraten hätte, was hier eigentlich abgeht, zum Beispiel eine Zeitung, falls es so was überhaupt noch gibt. Tja, den Versuch war's wert. Eds arrogante Art verrät mir, dass er mich eher für eine Verschwendung von geistiger Energie hält, deshalb dachte ich mir, ich kann mich genauso gut so verhalten, wie er es erwartet – mal sehen, ob er drauf anspringt.

Was die Tampons angeht, tja, die hätte ich wirklich gern, denn das ist ein echtes Problem. Wegen der Krankheit gibt es eigentlich keine Babys mehr, auch keine Periode und alles, was damit zusammenhängt. Aber seit ich auf der USS *Einzelhaft* bin, heißt es anscheinend: Neustart! Das System ist wieder angesprungen und funktioniert wie eh und je. Soll heißen: Hey, ich bin wieder eine Frau!, aber auch: Mist, damit ist der einzige Vorteil der Apokalypse auch schon wieder dahin.

Ed: »Um die ... äh ... Hygieneartikel ... kümmere ich mich.« (In puncto Frauenkram ist Ed genauso überfordert wie alle anderen Jungs.) »Was den Rest betrifft, na ja ... da hängt viel von deiner Kooperationsbereitschaft ab.«

Ed ist wirklich schwer zu packen. Er tut nicht mal so, als bedaure er es, dass er mich hier einsperrt, und er kapiert auch nicht, dass schon der menschliche Anstand gebietet, mir zumindest in groben Zügen zu erklären, was hier eigentlich vorgeht. Andererseits spielt er auch keine Spielchen, irgendwelche Kopfsachen, wie sie die Verhörspezialisten in alten Filmen und Fernsehsendungen immer abziehen. Stattdessen setzt er auf eine matte Beharrlichkeit, wie ein überlasteter Vertretungslehrer, der sein endloses Quiz einfach durchzieht.

Ed: »Ich hätte da nur noch ein paar Fragen.«

Nur noch ein paar Fragen. Klar – falls er damit »ein paar Hundert« meint, von denen die meisten überflüssig und viele ziemlich absurd sind.

Ed: »Noch mal zu den Tagen, bevor der Strom ausging. Du hast gesagt, du warst an dem Tag, an dem die Konferenz zur Viruskrise stattfand, auf einem Schulausflug in der UNO.«

Ich: »Ja, ungefähr eine Viertelstunde, dann wurde der Ausflug abgeblasen.«

Ed kommt mit seinen Fragen immer wieder auf die letzten paar Tage zurück, mir ist klar, dass dort irgendwie der Knackpunkt liegt, auch wenn er das hinter einer Nebelwand aus Pseudofragen wie »Wie habt ihr euch ernährt?« versteckt. Aber er verrät sich dadurch, dass sein Bein immer dann nervös auf und ab wippt, wenn ihn eine Antwort wirklich interessiert. Er kann ja nicht wissen, dass ich mir früher im Fernsehen immer die Weltmeisterschaft im Pokern angeschaut habe, diese vielen bleichen, unförmigen, schmuddeligen Typen, die sich gegenseitig über den Tisch ziehen wollten und dabei auf Teufel komm raus sämtliche verräterischen Anzeichen von Körpersprache unterdrückt haben, um ja ihre wahren Gefühle nicht zu verraten.

Deshalb lasse ich mir, wie jeder richtige Pokerspieler, natürlich nicht in die Karten schauen.

Ed: »Hat jemand irgendwann mal etwas dazu gesagt, was aus dem Präsidenten geworden ist?«

Ich: »Nein. Weil nämlich allen scheißegal war, was aus dem Präsidenten geworden ist. Weil nämlich alle damit beschäftigt waren, was zu essen aufzutreiben. Was ist denn aus dem Präsidenten geworden? Ist er davongekommen? Und wenn nicht: Wer ist jetzt Präsident?«

Ed seufzt leise und fängt dann mit der nächsten langen Schleife rings um dieselbe Frage an. Sein Bein kommt wieder zur Ruhe.

Ed: »Du hast gesagt, du und dein Freund hättet eine Bande gegründet. Zum gegenseitigen Schutz?«

Ich: »Keine Bande. Einen Clan. So haben wir es jedenfalls genannt.«

Ed: »Was ist der Unterschied?«

Ich: »Bande – das klingt wie ein paar Jungs, die sich nicht an die Gesetze halten. Aber es gab keine Gesetze. Oder wenn, dann waren wir das Gesetz.«

Ed sieht nicht sehr überzeugt aus.

Ich: »Hören Sie – alles ist am Arsch. Es gibt keine Behörden mehr, keine Parlamente, keine Polizisten, keine Schulen, keine Regierung, überhaupt nichts. Wenn man sich nicht mit anderen Jugendlichen zusammenschließt, dann ist man Einzelgänger, und das bedeutet, dass man für alle anderen Freiwild ist. Haben Sie mal *Der Herr der Fliegen* gelesen, Ed? Diese Geschichte von den schnöseligen englischen Schulkindern, die irgendwo auf einer unbewohnten Insel stranden? Wo sie sich gegenseitig schikanieren, ums Feuer tanzen, das Schwein töten und so weiter? So ungefähr war es bei uns, nur mit automatischen Waffen.«

Ed: »Aha. Erzähl mir mehr von deinem ›Clan‹. Wie viele Leute wart ihr?«

Ich: »So um die zweihundert. Inzwischen eher weniger, vermute ich, da ja immer mehr Leute ins kritische Alter kommen.«

Ed: »Wegen der Krankheit.«

Ich: »Ja. Oder sie werden von anderen umgebracht. Oder sie verhungern. Die meisten sterben aber an der Krankheit. Ich bin nur davongekommen, weil Brainbox und der Alte Mann da in dem Labor irgendwas zusammengebraut haben. Wie habt ihr es eigentlich alle geschafft? Wenn Sie ein Gegenmittel haben, Ed, dann müssen Sie es meinen Freunden geben. Sie müssen es nach New York bringen. Dort sterben alle.«

Ed: »Deine Freunde am Washington Square.«